

„Let my people go!“

Martin Luther Kings Besuch in West- und Ostberlin

ROBERT LORENZ

PROLOG

Über Martin Luther King, Jr. (1929-1968) und seinen Kampf für die Rassen-gleichheit sind schon zahllose Passagen niedergeschrieben worden. Man könnte nun an dieser Stelle noch ein weiteres Mal die einzelnen Stationen, dieser zwar kurzen, jedoch impulsiven politischen Karriere in den USA benennen und die dazugehörigen Geschichten erzählen. Dann würde man vermutlich mit dem Boy-kott in Montgomery/Alabama beginnen, würde die heftigen Auseinandersetzun-gen mit der Polizei und dem Ku-Klux-Klan schildern, würde auf die blutigen Gewaltausbrüche zu sprechen kommen, natürlich auch den schon zeitgenössisch legendären Marsch auf Washington erwähnen, sodann die Nobelpreisverleihung als den Höhepunkt dieser politischen Karriere einordnen und schließlich den langsamen Niedergang mit all den vielen Problemen einer vom permanenten Kampf ermüdeten Gruppe beschreiben, zuletzt noch aufgerieben im Konkur-renzkampf mit der radikalen *Nation of Islam* um Elijah Muhammad und Mal-colm X, um letztlich in der Ermordung Kings aus der Mündung eines Gewehrs zu enden. Bei all dem würde man aber nur wenige Worte zu einem Ereignis im Jahr 1964 verlieren, das für King von weitaus geringerer Bedeutung gewesen sein dürfte als für mehrere Tausende, wenn nicht gar viele Millionen Menschen: Sein Aufenthalt im geteilten Berlin im September 1964.

„Bombingham“ war sein Schicksal – Aufstieg zur moralischen Autorität

Dennoch kommt die Schilderung von Kings Berlin-Reise nicht ohne eine Skizze seines vorherigen Werdegangs aus. Alles begann in Montgomery, Alabama. Im tiefsten Süden der USA liegt der Ursprungsort von Martin Luther Kings politischer Karriere. Am 1. Dezember 1955 inhaftierte dort die Polizei die renitente Schwarze Rosa Parks, die sich den rassistischen Gepflogenheiten widersetzt hatte, indem sie auf ihrem Weg nach Hause im Stadtbus auf ihrem Platz sitzengelieben war, obwohl sie diesen für Weiße Fahrgäste hätte freigeben müssen. Doch entgegen der Legende handelte es sich bei dem mutigen Aufbegehren der damals 43-jährigen Parks keineswegs um eine völlig spontane Handlung einer der ständigen Unterdrückung Überdrüssigen; vielmehr war Parks politisch engagiert und die Schwarzen-Gemeinde der Stadt hielt bereits seit Längerem Ausschau nach einer Gelegenheit zum politischen Konflikt, um gegen die diskriminierenden Praktiken einer rassistisch durchwirkten Gesellschaft anzukämpfen.¹ Couragierter Widerstand gegen unerhörte Ungerechtigkeit war Parks' Schritt natürlich trotzdem – denn Parks kam in Arrest, obwohl die Praxis der Segregation verfassungswidrig war, wie ein Gericht auch kurze Zeit später feststellte. King, fast 27 Jahre alt, war damals Pfarrer in der „Dexter Avenue Baptist Church“, die sich in Windeseile zum Zentrum des anschließenden Protests entwickelte. Als Honorator der schwarzen Bevölkerung stand er im Kontakt zu den politischen Anführern der lokalen Abteilung der *National Association for the Advancement of Colored People* (NAACP), einer zu Beginn des Jahrhunderts gegründeten Interessenvertretung im Kampf um die Durchsetzung von Bürgerrechten für die schwarze Minderheit in den USA. Die örtlichen NAACP-Chefs trommelten King und andere Geistliche zusammen, um mithilfe derer Multiplikatorenwirkung, die diese als Pastoren besaßen, den Boykott² der Buslinie zu organisieren. King, der als Oberhaupt der angesehensten Kirche die Sitzung geleitet hatte, wurde kurz darauf zum Vorsitzenden der *Montgomery Improvement Association* (MIA) gewählt – neunzig Prozent der üblichen schwarzen Fahrgäste waren da bereits dem Aufruf gefolgt. Der Kampf der schwarzen Bürgerrechtsbewegung hatte begonnen, mit ihm auch der Kampf des Martin Luther King.

King stolperte zwar in die exponierte Rolle des Anführers in Montgomery, da er als Kopf der bedeutendsten schwarzen Baptistengemeinde der Stadt und als

1 Vgl. Hodgson, Godfrey: Martin Luther King, London 2010, S. 37 ff.

2 Zum Boykott vgl. bspw. Scharenberg, Albert: Martin Luther King. Ein biografisches Porträt, Freiburg i.Br. 2011, S. 60-72.

Vorsitzender der MIA am Abend des ersten Boykotttags vor mehreren tausend Mitstreitern eine Rede hielt, die ihn automatisch zu einem der Bewegungssprecher machte. Doch brachte er auch die persönlichen Fähigkeiten und den Ehrgeiz mit, um diese Rolle auch auszufüllen, ja mit Bravour zu spielen. Denn King war ein exzellenter Redner, der mit intuitiv gewählten Worten seine Zuhörer begeistern und auf seine Ansichten verpflichten konnte.³ Er verstand sich hervorragend auf die rhetorische Führung einer aufgebrachten Menschenmasse. Das machte ihn in jenen Stunden in Montgomery zu einem klassischen Charismatiker, zu einer im Grunde zufällig anwesenden Person, die sich perfekt in die Situation einfügte. Um 1956 in Montgomery die Gelegenheit eines günstigen politischen Augenblicks zu ergreifen, prädestinierte King dessen Herkunft⁴ aus dem schwarzen Bildungsbürgertum. Die Mutter Lehrerin, der Vater selbstbewusster Pastor und Oberhaupt einer Baptistengemeinde in Atlanta, der sich im Alltag gegen die rassistische Diskriminierung wehrte und hier ein Rollenmodell vorlebte – King wuchs in einem ambitionierenden Umfeld auf. Bei den Kings ging es bisweilen streng und leistungsorientiert zu: Die Kinder mussten Bibelverse rezitieren, Martin Luther King besuchte die *Highschool*, um danach ein Theologiestudium mit anschließender Promotion zu absolvieren. Er war außerordentlich belesen in Klassikern der sozialwissenschaftlichen und philosophischen Literatur, von Plato über Rousseau zu Marx und Niebuhr. Auch war er erfolgsverwöhnt, hatte stets exzellente Schulzeugnisse mit nach Hause gebracht, wurde bereits 1947 zum Pfarrer geweiht und beendete sein Studium als bester Student; und nach seiner Promotion 1955 konnte er aus mehreren Stellenangeboten auswählen. In den vielerorts rassentrennenden USA war das für einen Schwarzen eine vergleichsweise seltene, privilegierte Ausbildungsphase.

Die Geschichte von Kings anschließenden Erfolgen als politisierter Geistlicher, der sich zum Kopf einer ganzen sozialen Bewegung in den Vereinigten Staaten aufschwang, füllt ganze Bücher und ist schon vielfach in aller Ausführlichkeit erzählt worden.⁵ Vielleicht nur so viel: Der Busboykott von Montgomery endete mit einem Triumph der schwarzen Bevölkerung, am Ende, nach mehr als 380 Tagen, mussten Busunternehmen, Polizei und Stadtverwaltung das Gleichberechtigungsanliegen der Schwarzen akzeptieren, da die bisherige Praxis

3 Vgl. dazu Hodgson 2010 (s. Anm. 1), S.46 f.

4 Vgl. dazu Vahl, Anneliese: Martin Luther King. Stationen auf dem Wege, Berichte und Selbstzeugnisse, Berlin 1968, S. 8-15.

5 Zur Chronologie und den Details der Ereignisse vgl. Branch, Taylor: Parting the waters. America in the King years: 1954-63, New York 1988; Hine, Darlene Clark/Hine, William C./Harrold, Stanley: The African-American Odyssey, Upper Saddle River, New Jersey 2000, S. 501-527.

vom ranghöchsten US-Gericht für verfassungswidrig erklärt worden war. Für King hatte „Montgomery“ folgenschwere Konsequenzen: Er war quasi über Nacht zu einem prominenten Akteur des schwarzen Freiheitskampfes in den USA avanciert und hatte in dieser Rolle einen großen politischen Erfolg errungen. In den folgenden Jahren kamen weitere hinzu, von denen sich zwei besonders essenzielle in Birmingham und Washington ereigneten.

In Birmingham, Alabama ließ sich King 1963 auf eine Konfrontation mit dem rassistischen Polizeichef Eugene Connor ein, der aufgrund seiner Härte den martialischen Beinamen „Bull“ trug. Birmingham – das war die Stadt mit der vermutlich striktesten Rassentrennung in den gesamten Vereinigten Staaten und daher wie geschaffen, um ein Fanal des Rassismuskonflikts zu werden. Demonstrationen der Schwarzen provozierten die weiße Polizeigewalt – die Ausschreitungen, die daraus resultierten, lieferten der Presse denkwürdige Bilder, die um die Welt gingen und in einer großen Öffentlichkeit den rassistischen Wahn sowie die übertriebene Gewaltbereitschaft der lokalen Aufsichtsbehörden offenbarten – bald schon bestanden in der Bevölkerung jenseits der bürgerrechtlich rückständigen Südstaaten kaum mehr Zweifel an der Berechtigung der Anliegen von Kings Bewegung.⁶ Mit den unablässigen Aktionen in Birmingham hatten King und seine Mitstreiter endgültig eine soziale Bewegung losgetreten, die sich kurz darauf in einer Kette von Massenprotesten in anderen Städten manifestierte und schließlich in dem berühmten „Marsch auf Washington“ gipfelte.⁷ King galt daraufhin als Schöpfer einer „Massenbewegung der Freiheit“⁸.

Obwohl der politische Kampf in Birmingham ungleich härter gewesen war, wovon allein die Rede von „Bombingham“ aufgrund der damit verbundenen Brandanschläge zeugt, bildete doch erst der „Marsch auf Washington“ am 28. August 1963 den „Höhepunkt in der Lebensgeschichte Kings“⁹. Rund 200.000 Menschen hatten sich in der Bundeshauptstadt versammelt, um vor dem Denkmal des legendären Präsidenten Abraham Lincoln zu demonstrieren – gegen den hartnäckigen Rassismus in der amerikanischen Gesellschaft, der auch noch fast 200 Jahre nach dem Tod Lincolns, dem vorbildlichen Kämpfer gegen die Sklaverei, fortwirkte. Hier, ein Jahr vor seinem Besuch in Berlin, hielt King jedenfalls seine berühmte Rede mit dem emphatischen „I have a dream“-Passus, der seitdem unauflöslich mit seinem Namen verbunden ist: „Ich habe einen Traum, daß eines Tages auf den roten Hügeln von Georgia die Söhne der früheren Sklaven und die Söhne der früheren Sklavenhalter miteinander an dem Tisch der

6 Vgl. dazu Vahl 1968 (s. Anm. 4), S. 55-61.

7 Vgl. ebd., S. 60 ff.

8 Ebd., S. 66.

9 Italiaander, Rolf: Martin Luther King, Berlin 1968, S. 41.

Brüderlichkeit sitzen können. Ich habe einen Traum, daß eines Tages selbst der Staat Mississippi, in dem Ungerechtigkeit schwelt und ihr Wesen treibt mit dem Feuer der Unterdrückung, sich in eine Oase der Freiheit und Gerechtigkeit verwandeln wird.“¹⁰ Diese Worte hallten nach, sie fundamentierten Kings historische Bedeutung¹¹ und fassten den Freiheitskampf der schwarzen Bevölkerung in eine konkrete Zielvorstellung. King hatte die „greatest demonstration for freedom in the history of our nation“¹², wie er selbst die Aktion in Washington bezeichnete, angeführt. Dies verlieh ihm eine Autorität, durch die kaum ein anderer Zeitgenosse derart nachdrücklich an Frieden und Freiheit appellieren konnte. Kurzum: Montgomery, Birmingham und Washington waren bedeutungsvolle Etappen auf Kings Weg zum „Advokat[en] der Brüderlichkeit“, machten ihn zum „Wegbereiter der Bürgerrechtsbewegung in den USA“.¹³

Bewegungsführer, Nobelpreisträger, Ehebrecher – die vielen Kings

Für King, und vor allem seine Familie, waren die zurückliegenden Jahre eine Zäsur gewesen – im Guten wie im Schlechten. Wie jede andere Karriere kannte auch die Kings Höhen und Tiefen. Denn faktisch markierte der Marsch auf Washington den Gipfelpunkt seiner politischen Erfolgsgeschichte, anschließend musste er einige Niederlagen einstecken und innerhalb der Bewegung seinen Status verteidigen. Das war oftmals mehr eine zerstörerische als schöpferische Tätigkeit. Doch offiziell im Zenit seiner Karriere stand King erst mit dem Friedensnobelpreis, der ihm Ende 1964 verliehen wurde. Bereits 1963 hatte ihn das *Time Magazine* als ersten Schwarzen zum „Man of the Year“ gekürt; die Titelträger der beiden Vorjahre waren keine geringeren als Papst Johannes XXIII. und J.F. Kennedy. Doch erst die außergewöhnliche Auszeichnung durch das Nobelkomitee festigte Kings Prominenz und Bedeutung für die Ewigkeit, machte ihn endgültig und nahezu unumstößlich zu einem jener Idole, die es nach dem Tod Gandhis in der Welt nur noch selten gab.¹⁴ Heute steht Martin Luther King an der Spitze der „Most Popular Peace Laureates“, vor Mutter Teresa und Nel-

10 Martin Luther King zitiert nach ebd., S. 43.

11 Vgl. Heideking, Jürgen: Geschichte der USA, Tübingen/Basel 2003, S. 398.

12 King zitiert nach Garrow, David J.: King: The March, the Man, the Dream, in: American History, H. 8/2003, S. 26-35, hier S. 31.

13 Italiaander 1968 (s. Anm. 9), S. 89 f.

14 Vgl. ebd., S. 46; Kondraschow, S.N.: Martin Luther King. Leben und Kampf eines amerikanischen Negerführers, Berlin 1973, S. 46.

son Mandela.¹⁵ Aber er war nicht der erste schwarze Preisträger, vor ihm waren der UN-Diplomat Ralph Bunche (1950) und der frühere *African-National-Congress*-Präsident Albert Lutuli (1960) geehrt worden.

So sehr Kings Frau Coretta ob dieser ruhmreichen Auszeichnung mit Stolz erfüllt gewesen sein dürfte, so sehr litt sie doch unter der scheinbar unermüdlichen Schaffenskraft ihres Gatten. Denn King hatte kaum Zeit für seine Familie, stets gab er seiner Karriere beziehungsweise dem politischen und spirituellen Kampf Vorrang.¹⁶ Schon seine Entscheidung im Jahr 1954, unter mehreren Stellenangeboten ausgerechnet das aus dem streng rassentrennenden Montgomery in Alabama statt einer Stelle im liberaleren Norden anzunehmen, hatte ein schweren Gang bedeutet für seine Frau, die zu Recht einen schwierigen Alltag für die Familie befürchtete; King zog seinerzeit ganz gezielt in eine soziale Problemzone.¹⁷ Noch bevor er zum weltbekannten Aktivist der schwarzen Bürgerrechtsbewegung avancierte, war King nur selten zu Hause gewesen; morgens und spätabends schrieb er an seiner Dissertation, dazwischen kümmerte er sich auf Veranstaltungen und Hausbesuchen um die Belange der Gemeindemitglieder oder arbeitete an seiner wöchentlichen Sonntagspredigt.¹⁸ Später, als politischer Aktivist, verbrachte er dann den Großteil seiner Zeit mit Reisen; täglichem Druck ausgesetzt, fand er nicht einmal Zeit, seine Korrespondenz zu bearbeiten.¹⁹

Dass er solchermassen von seiner Tätigkeit vereinnahmt war, lag daran, dass seine Kraft und Zeit gleich von mehreren Rollen absorbiert wurden, die er allesamt mit derselben Hingabe auszufüllen versuchte: Testimonial und Rhetor anti-rassistischer Kampagnen, Bewegungsstrategie und Fundraiser, Prediger und Seelsorger, Ehegatte und Familienvater.²⁰ Zwangsläufig zog diese extreme Rollenvielfalt die Vernachlässigung seiner Familie nach sich: Er rief nicht an, wenn die Kinder im Krankenhaus lagen, er ließ seine Frau mit der Aufgabe alleine, angemessene Schulen für ihre Kinder ausfindig machen.²¹ Natürlich konnte King seinen familiären Pflichten schwerlich nachkommen, wenn er seine unzähligen Redetermine einhalten wollte, zumal er auch mit den Schikanen rassistischer Büro-

15 Siehe http://www.nobelprize.org/nobel_prizes/peace/ [eingesehen am 17.10.2013].

16 Vgl. Italiaander 1968 (s. Anm. 9), S. 37; Garrow, David J.: *Bearing the Cross. Martin Luther King Jr., and the Southern Christian Leadership Conference*, New York 1986, S. 328 u. S. 339; siehe King, Coretta Scott: *Mein Leben mit Martin Luther King*, Gütersloh 1985, S. 214 f. u. S. 235.

17 Vgl. Vahl 1968 (s. Anm. 4), S. 17.

18 Vgl. ebd., S. 19 f.

19 Vgl. Garrow 1986 (s. Anm. 16), S. 312 ff.

20 Vgl. dazu ebd., S. 287-323.

21 Siehe King 1985 (s. Anm. 16), S. 214 f.

kratie umgehen musste und sich nicht zuletzt nach Demonstrationen wiederholt in Gefängniszellen befand. Damit nicht genug, war er als Repräsentant der schwarzen Bürgerrechtsbewegung unter weißen Rassisten des Südens eine der meistgehassten Persönlichkeiten, eine „verlockende und klar sichtbare Zielscheibe“²². Stündlich musste King damit rechnen, dass auf ihn geschossen wurde, dass ein Brandsatz durch die Fensterscheibe seines Hauses flog, dass jemand mit dem Messer auf ihn losstürzte.

Gleich, ob all dies das Ergebnis von schrankenloser Selbstaufopferung oder starkem Geltungsbedürfnis war: King konnte selten Nein sagen, und so arbeitete er das ganze Jahr über mit einem heillos überfüllten Terminkalender, der ein unmenschliches Arbeitspensum nach sich zog und ihn an die unterschiedlichsten Orte der großflächigen USA dirigierte.²³ Permanent an der Grenze zur völligen Verausgabung war King oft körperlich und seelisch angeschlagen.²⁴ Die aufreibende Tätigkeit, verbunden mit seinem stetig wachsenden Status als politischer Anführer einer bedeutsamen Bevölkerungsgruppe, gesteigert durch seinen Kontakt mit politischen Granden ersten Ranges, darunter die zwischenzeitlich ins Weiße Haus gelangten Kennedy-Brüder, war King anfällig für Sex-Abenteuer geworden. Permanent und zumeist ohne seine Gattin auf Reisen, lebte er promiskuitiv; in mehreren Städten hatte er Affären, eine Geliebte war seit 1963 bis zu seinem Tod sogar faktisch zu einer zweiten Ehefrau geworden.²⁵ Obzwar damals öffentlich noch unbekannt, verschlimmerte die Reflektion seines Ehebruchs – verstärkt durch unverhohlene Erpressungsversuche des von J. Edgar Hoover geleiteten FBI, das ihn überwachte und kompromittierende Tonbandaufzeichnungen unter Journalisten und Kongressabgeordneten lancierte²⁶ – die immense Belastung, unter der King stand.

Außerdem wuchs mit dem Ausmaß von Kings persönlichem Erfolg auch die Zahl seiner Neider und Gegner, ja Feinde.²⁷ Nicht wenige unterstellten ihm, sich unangemessen in den Vordergrund zu drängen und überall mitmischen zu wollen. Oftmals ärgerten sich die eigentlichen Organisatoren des Protests über das, mitunter plötzliche, Auftauchen Kings, da dieser schnell sämtliche Aufmerk-

22 Kondraschow 1973 (s. Anm. 14), S. 27.

23 Vgl. Italiaander 1968 (s. Anm. 9), S. 37.

24 Scharenberg 2011 (s. Anm. 2), S. 16 u. S. 141; zum ständigen Gefahrenbewusstsein vgl. auch Garrow 1986 (s. Anm. 16), S. 311.

25 Vgl. Garrow, David J.: *The Other Woman in King's Life*, in: *Los Angeles Times*, 05.02.2006.

26 Vgl. dazu insgesamt Scharenberg 2011 (s. Anm. 2), S. 128-135; Garrow 1986 (s. Anm. 16), S. 308-325.

27 Vgl. hierzu Italiaander 1968 (s. Anm. 9), S. 37 f.

samkeit auf seine Person lenkte, während die Leistungen Anderer in den Hintergrund rückten.²⁸ Bei Auslandsbesuchen wie in Berlin freilich war das anders, denn dort konnten sich die Veranstaltungsorganisatoren durch seine Persönlichkeit aufgewertet fühlen und mit ihr eine außergewöhnliche Öffentlichkeitswirkung erzielen. Auch entfremdete sich King faktisch von seiner Klientel, gegenüber der er immer weniger Leidensgenosse und immer mehr abgehobene Führungsfigur war: Denn spätestens der Nobelpreis führte dazu, dass er von Weißen als Angehöriger des amerikanischen Establishments behandelt wurde. Seine Heimreise in die USA geriet zu einer triumphalen Rückkehr, bei der ihm vor New York Löschboote auf dem Hudson River mit Wasserfontänen huldigten, der Bürgermeister ihn im Rathaus empfing und ihm den Stadtschlüssel überreichte und überdies der Gouverneur ihn in dessen Wohnung einlud.²⁹ Selbst Atlanta im Südstaat Georgia bereitete ihm Ende Januar 1965 ein offizielles Bankett,³⁰ auf dem dann sogar „We Shall Overcome“ angestimmt wurde.³¹ Wo man Kings Erfolg als Symbol für die allmähliche Ankunft in einem liberalisierten Amerika feiern konnte, ließ sich darin auch eine allzu bereitwillige Kollaboration mit einem nach wie vor auf seinen Dominanzanspruch bestehenden Kontrahenten im Konflikt zwischen Schwarz und Weiß sehen. Auch innerhalb der Bewegung polarisierte King, insbesondere nach dem Einflussgewinn der *Black Muslims*, die entgegen Kings Zielen eine notfalls gewaltsam herbeigeführte Gründung eines exklusiven Staats der Schwarzen anstrebten und den gewaltlosen Protest als aussichtsloses Unterfangen ablehnten. Und die Ereignisse schienen ihnen ab Mitte der 1960er Jahre immer mehr Recht zu geben, verbesserte sich doch an der Lage der schwarzen Minderheit keineswegs so viel, wie nach all den Jahren des Widerstands, den zahllosen (Todes-)Opfern erhofft worden war. Der antirassistische Gleichstellungsprozess stagnierte, die eigentlich zuversichtlich stimmenden Gerichtsurteile verdeutlichten bloß die ernüchternde Diskrepanz, zeigten, wie weit entfernt die gesellschaftliche Realität doch von der Verfassung war. Doch King war zu keiner Kursänderung bereit; und da seine Mitstreiter ihn, den medialeuchtlichen, inzwischen in fast allen Teilen der Welt bekannten Kopf der Bewegung nicht einfach entbehren konnten, mussten sie sich seiner Ansicht fügen.

Aber das war in der Tat eine von Kings zahlreichen Stärken: Entgegen vielfacher Kritik aus den eigenen Reihen blieb er standfest und beharrte auf seiner pazifistischen Methode. Freilich verband sich mit dieser auch so etwas wie ein King'scher Gründungsmythos, den er nicht ohne Weiteres preisgeben konnte:

28 Vgl. Vahl 1968 (s. Anm. 4), S. 92 f.

29 Vgl. King 1985 (s. Anm. 16), S. 18.

30 Vgl. ebd., S. 20.

31 Siehe ebd., S. 21.

„Es war dieser Einsatz für Gewaltlosigkeit, der schlagartig Kings Ruhm begründete, als er im Januar 1956, unmittelbar nach dem Bombenanschlag auf sein Haus, die wütende Menge davon abhielt, zur gewaltsamen Tat zu schreiten. ‚Wer das Schwert ergreift, soll durch das Schwert umkommen. Ich möchte, dass ihr eure Feinde liebt. Seid gut zu ihnen. Liebt sie und lasst sie wissen, dass ihr sie liebt.‘ [...] Die Philosophie der Gewaltlosigkeit und der ‚Feindesliebe‘ sollte sich als maßgeblich für Kings Popularität auch unter Weißen erweisen.“³²

In dieser paradoxen Reaktion, gewaltsamer Unterdrückung mit gewaltlosem Widerstand zu begegnen, lag ein faszinierendes Moment, aus dem sich Kings Charisma speiste. Denn wer konnte glaubwürdiger und legitimer Gewaltverzicht einfordern, als der, der selbst gerade Opfer brutaler Gewalt geworden war? Obwohl Kings Proteststil von seinem Wesen her sicherlich dem Gandhis äußerlich ähnelte, so war er doch insgesamt viel stärker religiös-spirituell beeinflusst; das heißt King bettete seinen politischen Protest im Diesseits in biblische Zusammenhänge und rekurrierte bei all seinen Aktionen auf den christlichen Glauben.³³ Kings biblisch inspirierte Sozialkritik verband sich mit der Eigenart, seine politischen Botschaften in christlichen Kirchen zu verbreiten.

Heute gilt King als einer der Vorkämpfer friedlicher Konfliktaustragung, als besonnener Widerpart zu militanten Charakteren wie beispielsweise seiner Kontrastfigur Malcolm X. Nichtsdestotrotz war King – zugespitzt – eine Art Warlord sozialer Bewegung. Abläufe, Methoden und Vokabeln ähnelten denen eines Generalstabs. Es gab ein Hauptquartier, einen Organisations- und Strategiestab, man konzentrierte sich auf einzelne Städte, um dort regelrechte Schlachten im Duell mit Rassisten zu schlagen und die öffentliche Meinungshoheit zu erobern.³⁴ Indem er sich während seines Aufenthalts in Chicago die Lebensumstände der ortsansässigen Schwarzen aneignete,³⁵ verhielt sich King im Grunde wie ein klassischer Truppenführer, der ungeachtet seines Ranges mit den gemeinen Soldaten speiste.³⁶ Und, mit Blick auf das rassistisch segregierte Chicago, forderte King 1965 „die bedingungslose Kapitulation jener Kräfte [...] die sich der Schaffung und Aufrechterhaltung der Slums verschrieben haben“³⁷. Mit der

32 Scharenberg 2011 (s. Anm. 2), S. 23 f.

33 Vgl. Garrow, David J.: The Intellectual Development of Martin Luther King, Jr.: Influences and Commentaries, in: Union Seminary Quarterly Review, Jg. 40 (1986), H. 1, S. 5-20.

34 Siehe z.B. King 1985 (s. Anm. 16), S. 236-240.

35 Siehe hierzu ebd., S. 239 ff.

36 Siehe dazu ebd., S. 240.

37 Martin Luther King zitiert nach Scharenberg 2011 (s. Anm. 2), S. 159.

Aura des Strategen und Kommandanten ausgestattet, professionalisierte sich King zudem: So gab er Ende 1959 sogar seine Pastorenstelle in Montgomery auf, um sich künftig ausschließlich seiner Tätigkeit für die SCLC widmen zu können – was ihn endgültig zum hauptberuflichen Bewegungsführer machte.³⁸ Offenbar konnten sich schon zeitgenössische Beobachter kaum dieses Eindrucks einer militärähnlichen Bewegungsführung erwehren:

„King teilte seine gewaltlosen Feldzüge ‚grundsätzlich in vier Stufen‘ ein: 1. Sammlung von Tatsachenmaterial zur Feststellung von Ungerechtigkeiten; 2. Verhandlung; 3. Selbstreinigung; 4. direkte Aktion. Sicherlich hatte er als politischer Taktiker und Strategie mancherlei von seinem bewunderten Vorbild Gandhi gelernt.“³⁹

„Wieviel hier echter Aufruhr der Gemüter ist, wieviel geschickte Regie, das ist schwer auszumachen. Jedenfalls sind die Demonstrationen aufs sorgfältigste geplant und kontrolliert; die Kolonnenführer bleiben über Sprechfunk mit der ‚Zentrale‘ in der Kirche verbunden, wenn Welle auf Welle singender Menschen auf die Straße geschickt wird.“⁴⁰

Ferner besaß King ein sicheres Gespür für pathetische und symbolträchtige Handlungen. So nagelte er zum Beispiel im Sommer 1966 in Anlehnung an die legendäre Szene seines historischen Namensgeber Martin Luther in Wittenberg ein Forderungspapier an die verschlossene Rathaustür von Chicago.⁴¹ Außerdem hatte er das Machtpotenzial des Fernsehens, die kaum zu überschätzende Wirkungskraft bewegter Bilder, begriffen: „Die ganze Nation sah die Bilder aus Birmingham und wird sie nicht so bald vergessen: den Jungen, dem der Polizeihund an die Jacke springt, die Frau, am Boden liegend, die ein Polizistenknie im Nacken auf das Pflaster preßt, die Kinder, die der Hochdruckstrahl des Wasserwerfers zu Boden schleudert oder an die Wände wirft. Das Gewissen der Nation wurde wachgerüttelt, wie King es wollte.“⁴² King und seine Mitarbeiter setzten daher gezielt auf die Wirkung von massenmedial transportierten Bildern; sie wollten Gewalt und Ungerechtigkeit seitens der rassistischen Behörden nicht zuletzt provozieren, um mit deren öffentlicher Darstellung in aufgeklärten und libe-

38 Vgl. King 1985 (s. Anm. 16), S. 156 ff.

39 Italiaander 1968 (s. Anm. 9), S. 39.

40 Lietzmann, Sabina: Nächstes Mal das Feuer, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 01.06.1963.

41 Siehe King 1985 (s. Anm. 16), S. 242.

42 Lietzmann, Sabina: Nächstes Mal das Feuer, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 01.06.1963.

ralen Teilen des Landes Empörung hervorzurufen.⁴³ Diese Strategie war auf eine Konflikteskalation ausgelegt, denn insbesondere die Brutalität der Polizei sollte für einen hohen Nachrichtenwert sorgen und damit das Interesse der Massenmedien sicherstellen.

Die Techniken, die King mit seinen Mitstreitern entwickelte und praktizierte, dienten den späteren Studierendenprotesten der 68er-Bewegung in Westeuropa als Vorbild. Wenn die SDS-Strategen durch öffentliche Aktionen ein nachdrückliches Bewusstsein für gesellschaftliche Missstände schaffen wollten, so griffen sie faktisch auf Methoden und Ansätze der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung zurück. Wie ehemals King wollten sie „eine Krise herbeiführen, eine schöpferische Spannung erzeugen“, um die Gesellschaft „zu zwingen, sich mit den Problemen auseinanderzusetzen“.⁴⁴ Im Unterschied zu King schreckten Theoretiker wie Rudi Dutschke jedoch nicht vor Gewalt zurück; außerdem erstrebte ein Teil der 68er keine Reformen innerhalb des bestehenden Systems, sondern eine durch notfalls gewaltsame Revolution herbeigeführte Transformation der Gesellschaft.⁴⁵

Der Mann, der im Herbst 1964 in Berlin-Tempelhof aus dem Flugzeug stieg, war also ein Sozialer-Bewegungsveteran, ein erfahrungsgestählter Profi. Seit Jahren lebte er zwischen Extremen, denn King erfuhr eine radikal disparate Resonanz: Die einen verehrten ihn als ihren Anführer, ja Messias, die anderen hasseten ihn als Repräsentanten und Wortführer einer bedrohlichen Bewegung.⁴⁶ „Von Tausenden und Abertausenden wurde er geliebt und verehrt; für die Gefängniswärter aber war er ein ‚Nigger‘ – ein Unmensch und Krimineller.“⁴⁷ Und eben diese polarisierende Gestalt reiste nun, im Herbst 1964, in das geteilte Deutschland. Zu diesem Zeitpunkt hatte King Morddrohungen und Mordanschläge überlebt, hatte sich mit Selbstzweifeln geplagt und den Neid anderer erfahren. Er hatte unzählige Konflikte ausgestanden, Diffamierungen über sich ergehen lassen und immer wieder sein Leben riskiert. Bereits seit Jahresbeginn im Gespräch für den Friedensnobelpreis, stand während seines Berlin-Aufenthalts die Bekanntgabe noch aus, doch war er in der Bundesrepublik schon im Vorjahr

43 Vgl. Scharenberg 2011 (s. Anm. 2), S. 32 ff.

44 Martin Luther King zitiert nach Italiaander 1968 (s. Anm. 9), S. 39 f. (Herv.i.O.).

45 Vgl. dazu Gilcher-Holtey, Ingrid: Die 68er Bewegung. Deutschland – Westeuropa – USA, München 2008, S. 31-72.

46 Vgl. Kondraschow 1973 (s. Anm. 14), S. 24 f.

47 Ebd., S. 64.

als „Gandhi des Südens“⁴⁸ porträtiert worden. Nun, 1964, war er als „der amerikanische Negerpfarrer und Vorkämpfer für die Rassengleichheit“⁴⁹ angekündigt.

Wie beschrieben, war King eine in sich gebrochene, mehrdeutige Persönlichkeit, weder makelloser Heroe noch durchweg Verdorbener, eben ein Mensch mit all seinen Schwächen und Stärken. Es gab mehrere Kings: den erfolgreichen Bewegungsanführer, den überragenden Rhetor, aber eben auch den gescheiterten politischen Reformen und unzulänglichen Familienvater.⁵⁰ Aber welcher King reiste 1964 in das geteilte Berlin, die Frontstadt des Kalten Krieges? Es war der King, der unmittelbar vor einem Wendepunkt stand, da er noch kurze Zeit seinem Zenit, der Nobelpreisverleihung, entgegen strebte, anschließend jedoch bis zu seinem baldigen gewaltsamen Tod 1968 noch etliche Niederlagen und Rückschläge zu verkraften hatte.

FURCHTLOSER GRENZGÄNGER UND BOTSCHAFTER DER VERSÖHNUNG – KINGS BERLIN-BESUCH

Bei einer Begegnung im Jahr 1961 in den USA hatte Willy Brandt den Kopf der schwarzen Bürgerrechtsbewegung nach Berlin eingeladen.⁵¹ Schon einmal war King auf Einladung eines Politikers zu einem anderen Kontinent aufgebrochen, als er 1959 den indischen Premierminister Nehru traf.⁵² Nun sollte er am Programm der Berliner Festwochen mitwirken. Und Brandt hätte für die damalige Situation wohl kaum einen geeigneteren Kandidaten finden können: Erstens stand King für einen langwierigen, jedoch lohnenswerten Kampf, mit dem sich eine Parallele zur verfahrenen Konstellation im unfreiwillig geteilten Deutschland ziehen ließ, wo sich zwei Systeme scheinbar unversöhnlich gegenüberstanden – King war die Personifikation von energischem Widerstand gegen einen unnatürlichen Separatismus. Zweitens hatte er, genau wie die leidgeprüften Be-

48 Lietzmann, Sabina: Nächstes Mal das Feuer, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 01.06.1963.

49 O.V.: Kleine Meldungen, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 12.09.1964. „Martin Luther King, der amerikanische Negerpfarrer und Vorkämpfer für die Rassengleichheit, wird am Sonntag die Predigt in einem ökumenischen Gottesdienst in der Ost-Berliner St.-Marien-Kirche halten. (AP)“

50 Vgl. Garrow, David: The King We Should Remember, in: Focus, Jg. 14 (1986), H. 1, S. 3-7, hier S. 6.

51 Vgl. Brandt, Willy: Erinnerungen, Frankfurt a.M. 1989, S. 396.

52 Vgl. King 1985 (s. Anm. 16), S. 150 ff.; Vahl 1968 (s. Anm. 4), S. 49 f.

wohner Berlins, drastische Erlebnisse hinter sich gebracht – denn waren nicht spätestens die Mordanschläge auf King von vergleichbarer Heftigkeit wie die drohenden Anschläge auf die Freiheit, die sich viele im Westen von Seiten der Sowjetunion ausmalten, geschweige denn der Tod an der Mauer? Schließlich hatte auch King mehrfach dem Tod ins Auge gesehen: Im Januar 1956 verübten King-Gegner einen Bombenanschlag auf sein Haus; im Herbst 1958 stach ihm eine Attentäterin lebensgefährlich mit einem Brieföffner in die Brust, sodass er nach einer dreistündigen Operation dem Tod nur haarscharf entronnen war; in einem Gefängnis in Georgia verbrachte er über eine Woche in Einzelhaft, nachdem ihn ein Gericht zu vier Monaten Zwangsarbeit in einer sogenannten „chain gang“ verurteilt hatte; mehrere Male befahl ihm im Gewahrsam der mutmaßlich rassistischen Polizei angesichts des ungewissen Ausgangs der letztlich vorübergehenden Verhaftungen Todesangst.⁵³ Furchtlos war er mehrmals in Gebiete gereist, aus denen ihm rassistische Feinde noch kurz zuvor den Tod geschworen hatten.⁵⁴ In den USA hatte er dem als Hassprediger porträtierten⁵⁵ Elijah Muhammad von den Black Muslims die Stirn geboten und dessen These angefochten, demnach ein Zusammenleben von Schwarzen und Weißen unmöglich sei – auch hier also: Vereinigung statt Separation. Somit holte Brandt, drittens, einen unbeugsamen Verfechter gewaltloser Überwindung einer künstlichen Trennung nach Berlin, dessen persönlicher Lebens- und Leidensweg symbolisch mit dem der Berliner konvergierte.

Am Sonntag, den 13. September 1964 sprach King am Vormittag zunächst auf der Gedenkfeier für den im Vorjahr ermordeten John F. Kennedy in der Berliner Philharmonie, womit die 14. Berliner Festwochen eröffnet wurden. Letztere widmeten sich „der Wechselwirkung zwischen der Kultur des Abendlandes und der des schwarzen Afrikas“.⁵⁶ Kings Auftritt galt bereits im Vorfeld als ein Programmhight.⁵⁷ In seiner Rede lobte er Kennedys Verdienste um die Gleichstellung in den USA. Als sein Vorredner hatte Brandt hingegen betont, dass „zu den Völkern Afrikas, auch über den Ozean, aber auch in die stillen Straßen jen-

53 Vgl. zu diesen Erfahrungen Scharenberg 2011 (s. Anm. 2), S. 12-16.

54 Vgl. Garrow 1986 (s. Anm. 16), S. 341.

55 Siehe bspw. Burger, Eric: „Alle Weißen sind Teufel“, in: Die Zeit, 02.08.1963.

56 Vgl. zu Kings West-Berlin-Aufenthalt hier und folgend o.V.: Festwochen in Berlin eröffnet, in: Die Welt, 14.09.1964; Panofsky, Walter: Zwischen Berlin und Afrika, in: Süddeutsche Zeitung, 14.09.1964; o.V.: Plädoyer für die Rassengleichheit bei den Berliner Festwochen, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 14.09.1964.

57 Siehe o.V.: Berliner Herbst, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 03.09.1964.

seits der Mauer“⁵⁸ eine Botschaft der Hoffnung ausgehen solle. King nutzte die Gelegenheit seines Aufenthalts jenseits der Vereinigten Staaten, um der anwesenden Presse politische Botschaften in die Notizblöcke zu diktieren: So verband er mit einer seinerzeit möglichen Wahl des republikanischen Präsidentschaftskandidaten Barry Goldwater die Erwartung, dass mit dieser „in den Vereinigten Staaten die dunkelste Nacht sozialer Verwirrung anbrechen würde, weil sie die Neger in den Armenvierteln zu Verzweiflungen treiben und weil sie Gewaltausbrüche in bisher nicht bekanntem Maße heraufbeschwören würde“⁵⁹. Anschließend redete King noch zum „Tag der Kirche“ vor 20.000 Menschen in der Waldbühne, einem monumentalen Bau aus der NS-Zeit. Abends sollte er dann in einer Ostberliner Kirche auftreten. Auch dieser Termin – wenn auch für viele überraschend – hatte, wie der Westbesuch, eine Vorgeschichte: Der Probst der Marienkirche, Heinrich Grüber, korrespondierte seit einem Jahr mit King und hatte diesen bereits wiederholt nach Ostberlin eingeladen.⁶⁰

In einer Limousine begab sich King zur Grenze.⁶¹ Noch am frühen Morgen hatten sich an der Berliner Mauer dramatische Szenen abgespielt, die sinnbildlich für die Tragik der deutschen Teilung standen: Ein 21-jähriger DDR-Bürger geriet bei seinem Fluchtversuch in einen Kugelhagel der Mauerschützen; von fünf Patronen getroffen, rettete er sich mithilfe eines amerikanischen Soldaten und eines Seils schwerverletzt in den Westen.⁶² Zwei Westberliner erlitten während des Feuergefechts leichte Schnittverletzungen durch zerberstendes Glas. Quasi als diplomatische Routine folgte eine gegenseitige Schuldzuweisung der beiden Seiten: Während sich die Verantwortlichen im Westteil der Stadt über die bedrohlichen Maschinenpistolengarben aus dem Ostsektor erregten, berichtete die DDR-Nachrichtenagentur *ADN*, dass die Grenzposten in der „Ausübung ihres Dienstes“ von Westeinheiten „unter Verletzung des Territoriums der DDR

58 Brandt zitiert nach o.V.: Plädoyer für die Rassengleichheit bei den Berliner Festwochen, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 14.09.1964.

59 King zitiert nach o.V.: „Mit Goldwater würde die Nacht anbrechen“, in: Die Welt, 14.09.1964.

60 Vgl. Stolte, Roland: Martin Luther Kings Predigt in der St.Marienkirche, URL: http://www.marienkirche-berlin.de/c_2_73_0.php?ID=150 [eingesehen am 17.10.2013].

61 Zum Ablauf von Kings Visite in Ostberlin vgl. zeitgenössisch Hildebrandt, Dieter: Auf jeder Seite der Mauer Gottes Kinder, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 15.09.1964 sowie retrospektiv und für die folgende Schilderung grundlegend Appelius, Stefan: „My dear Christian friends in East Berlin“, in: Chrismon, H. 9/2009; Stolte (s. Anm. 60).

62 Vgl. o.V.: Schußwechsel in Berlin, in: Süddeutsche Zeitung, 14.09.1964; o.V.: Feuergefecht in Berlin / Flüchtling gerettet, in: Die Welt, 14.09.1964.

aus Schnellfeuergewehren beschossen worden“ seien, während die geglückte Flucht unerwähnt blieb.⁶³

Blut an der Mauer – ein eindringlicheres Symbol für die absurde Grenzziehung hätte es am Tage von Kings Ostberlin-Visite kaum geben können. Die Grenze inmitten von Berlin, der ehemaligen Reichshauptstadt, war ein eigenartiger Ort. Erst drei Jahre zuvor hatte dort DDR-Regierungschef Walter Ulbricht in einer überraschenden Aktion die Mauer errichten lassen, welche die Teilung Deutschlands buchstäblich zementierte. Die Geschehnisse, die sich dort seitdem zutragen, konnten unterschiedlicher kaum sein: Mal passierten Westbürger, legitimiert durch ein Passierscheinabkommen, unbehelligt die Grenze, mal blitzte nicht selten tödliches Mündungsfeuer der wachsamten Grenzposten auf. Die starke Nutzung der Passierscheine – am ersten Tag der vorübergehenden Grenzöffnung, dem 19. Dezember 1964, strömten allein 75.000 Menschen aus West- nach Ostberlin⁶⁴ – sowie die ständigen Fluchtversuche – 1964 flüchteten trotz der Mauer mehr als 3100 Menschen in den Westen⁶⁵ – ließen den teils heftigen Wunsch zur Wiederzusammenführung der beiden Stadt- beziehungsweise Landesteile erahnen. Und erst im August hatte Brandt proklamiert, die Mauer müsse verschwinden, „damit zusammengeführt wird, was zusammengehört“⁶⁶. King lobte Berlin dann auch gegenüber Journalisten als die „Stadt, die ein so hervorragendes Beispiel für den Erfolg im Kampf um die Freiheit gegeben“⁶⁷ habe.

Nun selbst an der Mauer um Durchlass bittend, wies sich King mit seiner „American Express“-Kreditkarte aus – seinen Ausweis hatten amerikanische Behörden kassiert, um den Ausflug nach Ostberlin zu verhindern – und passierte die Grenze ohne Zwischenfall. King fuhr zur evangelischen Marienkirche, deren Eingang in Sichtweite zum Roten Rathaus lag. In Berlin hatte der Zweite Weltkrieg nur wenige Gebäude unversehrt gelassen – die Marienkirche war eines davon. In den USA hingegen waren Kirchen die bevorzugten Ziele rassistischer Anschläge, 1964 brannten allein in Mississippi über dreißig geheiligte Gebäu-

63 Zitiert nach o.V.: Schußwechsel in Berlin, in: Süddeutsche Zeitung, 14.09.1964; o.V.: Feueregefecht in Berlin / Flüchtling gerettet, in: Die Welt, 14.09.1964.

64 Vgl. o.V.: Wei über hunderttausend West-Berliner durch die Mauer, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 21.12.1964.

65 Vgl. o.V.: Bisher 150 Tote an der Mauer in Berlin, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 08.01.1965.

66 Brandt zitiert nach o.V.: Die Berliner finden sich nicht mit der Mauer ab, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 13.08.1964.

67 King zitiert nach o.V.: „Mit Goldwater würde die Nacht anbrechen“, in: Die Welt, 14.09.1964.

de.⁶⁸ Doch auch in der DDR waren Kirchen nicht mehr sicher, im Zuge der „sozialistischen Neugestaltung“ der Städte wurden sie zunehmend abgerissen. Die Topografie Berlins war damals noch eine andere als heute, denn erst fünf Jahre später legte sich der mächtige Schatten des „Alex“ über das im gotischen Stil gehaltene Bauwerk, das älteste noch erhaltene Kirchengebäude Berlins.

Organisator des ökumenischen Gottesdiensts war der 54-jährige Generalsuperintendent für Ostberlin, der regimekritische, von der Stasi observierte Pfarrer Gerhard Schmitt, Patenonkel des späteren Bundespräsidenten Joachim Gauck. Das ganze Event war eine Art Geheimtipp, viele Anwesende – vor allem Jugendliche – hatten aus dem Westfernsehen davon erfahren. Trotzdem – oder gerade deshalb – tummelte sich bereits einige Zeit vor Beginn des Gottesdiensts vor dem mittelalterlichen Gebäude eine Menschentraube – Schmitt musste das Gebäude wegen Überfüllung vorzeitig abriegeln. Zwischen 1500 und 2000 Menschen hatten da bereits Einlass gefunden. In dieser Situation kam nun Kings Rastlosigkeit zum Tragen, die ihn spontan einen zweiten Gottesdienst in der nahegelegenen Sophienkirche anberaumen ließ. Kurzerhand brachen daraufhin etliche der Wartenden in das benachbarte, lediglich eine Viertelstunde Fußmarsch entfernte Gotteshaus auf. Nachdem Schmitt die gottlose Rassentrennung kritisiert hatte, bestieg King die Kanzel. Berühmte Vorgänger hatten dort bereits gestanden: Der Ratsvorsitzende der *Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD)*, Otto Dibelius, hatte dort gepredigt; 1960 fand dort der Eröffnungsgottesdienst der Gesamtdeutschen Synode der EKD statt, die sich einer deutsch-deutschen Teilung des Kirchentages verweigert hatte. Predigten waren für den Pfarrer King ein Instrument zur rhetorischen Mobilisierung im politischen Kampf.⁶⁹ Ohne es so recht zu wissen, hatten die unterdrückerischen DDR-Sicherheitsbehörden also einen westlichen Agitator in ihre größtenteils überwachte Öffentlichkeit hineingelassen.

Als King seine Rede mit den Worten „My dear Christian friends in East Berlin“ begann, hob – auch zu seiner Überraschung – der Kirchenchor mit einem „Let my people go“ an, ehe wieder Stille einsetzte und King fortfuhr. Die begrenzte Originalität seiner Rede, in der King von den wichtigsten Stationen und grundlegenden Philosophien des Bürgerrechtskampfs in den USA berichtete, fiel damals in Ermangelung von *youtube* nicht auf, denn es war dieselbe, die er zuvor in der Waldbühne im Westteil der Stadt gehalten hatte. Aber vor allem stand da ein Mann in der Kanzel, der sich in einem brutalen, hasserfüllten Umfeld als

68 Vgl. o.V.: 35 Kirchen in Mississippi angezündet, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 06.01.1965.

69 Scharenberg 2011 (s. Anm. 2), S. 27.

Dogmatiker der Gewaltlosigkeit⁷⁰ zu erkennen gegeben hatte; ein Mann, der sich imstande gezeigt hatte, eine militante Stimmung zu entschärfen und Protest in friedliche Bahnen zu lenken; ein gestandener Bürgerrechtler, der selbst brutalen Widerständen getrotzt und sich nie hatte einschüchtern lassen, der Versöhnung predigte, wo ihm Hass entgegenschlug, der noch immer an verregneten Tagen an der Spitze von Demonstrationszügen marschierte und sich unverdrossen mit Invektiven und Inhaftierungen schikanieren ließ, obwohl er bereits zur Ikone geworden war. Kurz: Ein Mann, der für die kämpferische, jedoch gewaltfreie Konfliktaustragung und -beilegung stand. Ungeachtet der vielschichtigen Wirklichkeit dürfte auch im Berlin des Jahres 1964 die Annahme weitverbreitet gewesen sein, demnach Martin Luther King Kopf und Organisator der schwarzen Bürgerrechtsbewegung in den USA war. Denn obwohl die Bewegung vor allem durch lokale Organisatoren am Leben erhalten und in Fahrt gebracht wurde, waren diese nur Eingeweihten und Ortsansässigen bekannt,⁷¹ wodurch King die Aufmerksamkeit auf seine Person konzentrieren konnte. Dass er gewissermaßen der weltbekannte „Star“ der antirassistischen Bewegung in den Vereinigten Staaten war, hatte daher letztlich auch mit dem menschlichen Bedürfnis zu tun, eine komplexe Wirklichkeit auf einprägsame Informationen zu reduzieren. Aber auch wenn die Berliner King in seiner Bedeutung tendenziell überschätzten, war er zweifelsohne eine Schlüsselfigur des schwarzen Bürgerrechtskampfes und wurde deshalb nicht zu Unrecht als dessen vorrangiger Repräsentant wahrgenommen.

Nach der Rede stürzten sich die Zuhörer auf King, umringten ihn wie einen Popstar, wollten ihn berühren, fotografierten ihn, baten um Autogramme. Nun ging es also in die einen Kilometer entfernte Sophienkirche. Die platzte bereits aus allen Nähten – so bot sich ein für Gottesdienste ungewöhnliches Bild, das an den späteren Menschenandrang im Audimax der Technischen Universität in Berlin auf dem Vietnam-Kongress im Februar 1968 erinnert, wo in dem heillos überfüllten Raum die Zuhörer sogar auf dem Podium saßen, um Rudi Dutschkes Worten zu lauschen. Auch in der Sophienkirche nutzten die Gäste jede noch so kleine Nische als unüblichen Sitzplatz aus, hatten sich um den Altar und das Taufbecken niedergelassen; und auch dieser Kirchenauftritt Kings war lautstark von aufbrandendem Applaus und unvermittelten Choreinlagen begleitet. Erst gegen Mitternacht überquerte King wieder den „Checkpoint-Charlie“ und zog sich in das Berliner Senatsgästehaus zurück. Seine symbolträchtige Terminhatz in Berlin war zu Ende.

70 Vgl. King 1985 (s. Anm. 16), S. 220; Scharenberg 2011 (s. Anm. 2), S. 22.

71 Vgl. Garrow, David J.: Leadership and Competition in the Civil Rights Movement, in: Eagles, Charles W. (Hg.): The Civil Rights Movement in America, Jackson 1986, S. 55-64, hier S. 55-60.

EPILOG

Entgegen der Erwartung der US-Behörden hatte King auf Gastspiele in beiden Teilen der Stadt bestanden und hinterließ dadurch sämtlichen Berlinern die optimistischen Worte: „Wo Menschen die Mauern der Feindschaft abbrechen, die sie von ihren Brüdern trennen, da vollendet Christus sein Amt der Versöhnung.“ Für King war der Berlin-Aufenthalt allerdings kaum mehr als ein interessantes Zwischenspiel, die Memoiren von Kings Witwe erwähnen die Episode mit nur einem Satz: „Im gleichen Sommer ging Martin auch nach Deutschland, um in Kirchen West- und Ost-Berlins zu predigen; anschließend flog er nach Rom zu einer Privataudienz bei Papst Paul VI.“⁷² Dagegen dürfte es sich besonders für die Ostberliner um einen eindrucksvollen, unvergesslichen Auftritt gehandelt haben. Bereits aus dem Bericht des *FAZ*-Korrespondenten, der ja kein Einwohner der Diktatur war, sprach ein bewegendes Moment jenes Abends:

„Es war der Wunsch spürbar (und diese Spürbarkeit ist keine feuilletonistische Erfindung), einem Mann zu begegnen, der Revolution und Menschlichkeit verbindet, einem Führer, der auf Gewalt wie auf Ideologie verzichtet, einem Menschen von legendärem Ruf. Einem Amerikaner, der es sich erlauben kann, seine Predigt mit einem zweifachen Hallelujah zu beenden, ohne sich dem Verdacht des Überschwenglichen, gar des Lächerlichen auszusetzen. Dieses Hallelujah in seiner trockenen Fröhlichkeit, in seiner hergestammten Heiterkeit klang noch in unseren Ohren, als wir beim Kontrollpunkt Heinrich-Heine-Straße, auf eine Senkgrube dirigiert wurden, damit das Fahrzeug genau geprüft werden könne.“⁷³

Im Rahmen seiner späteren Reise zur Nobelpreisverleihung predigte King in weiteren Kirchen westlicher Gesellschaften, so in der Londoner St. Paul's Cathedral und in der Kathedrale von Stockholm.⁷⁴ Die Worte, die Martin Luther King dann drei Monate nach seinem Berlin-Besuch in seiner Osloer Nobelpreisrede sprechen würde, klingen aus heutiger Sicht, als wären sie für die Friedliche Revolution von 1989 geschrieben worden – der Gedanke, dass „Gewaltlosigkeit die Antwort auf die entscheidenden politischen und rassistischen Fragen unserer Zeit

72 King 1985 (s. Anm. 16), S. 211.

73 Hildebrandt, Dieter: Auf jeder Seite der Mauer Gottes Kinder, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 15.09.1964.

74 Vgl. King 1985 (s. Anm. 16), S. 9 u. S. 16.

ist – daß Unterdrückung gewaltlos überwunden werden muß“⁷⁵. King selbst marschierte in den folgenden Jahren noch weiter an der Spitze von Massendemonstrationen, so im März 1965 mit rund 3000 Personen in Selma – im Angesicht der Polizei kniete die Gruppe nieder und betete – sowie dem anschließenden „Freiheitsmarsch“ in das achtzig Kilometer entfernte Montgomery.⁷⁶ Später erweiterte er sein politisches Themenspektrum, 1967 trat mit King in der Öffentlichkeit ein prominenter, nunmehr mit Nobelpreiswürden ausgestatteter Kopf auf, der sich entschieden gegen die Fortführung des Vietnam-Krieges aussprach: King forderte die Einstellung der Bombardements und Friedensverhandlungen.⁷⁷ Mit seinen politischen Positionen, vor allem aber mit seinen Protestmethoden, medienwirksam eine schockierende Polizeigewalt zu provozieren, dürfte er zudem eine nicht unerhebliche Inspirationsquelle für die Demonstrationen der Jahre 1967/68 gewesen sein. Doch während die „68er“ damals noch am Anfang ihrer Karrieren standen, endete Kings Leben im Alter von 39 Jahren, als ihn auf dem Balkon eines Motels in Memphis, Tennessee am 4. April 1968 eine tödliche Kugel traf.

75 Martin Luther King in seiner Dankesrede in Oslo am 10. Dezember 1964 zitiert nach ebd., S. 15.

76 Vgl. Vahl 1968 (s. Anm. 4), S. 77-80.

77 Vgl. Scharenberg 2011 (s. Anm. 2), S. 142 ff.

